

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts.

Frau Ingeborg und ihr Maler.

Novelle von Richard Nick.

Das Atelier lag hell im Mittags. Der Nordhimmel schied helles helles Licht, das nicht blendete und die geringen Ausstattungsstücke des riesigen Raumes mit einem feinen, unmerklichen Schleiher überzog.

Frau Ingeborg lehnte in einem roten Stuhl mit freier, einladender Armatur und blickte zur Decke empor. Frank Heide hatte ihr dort einen kleinen schwarzen Punkt gezeichnet. . . wenn sie ihre Hand auf den konzentrierte, dann kam in ihre Miene jener Ausdruck von Konzentration, den der Künstler auf die Leinwand bringen wollte.

Küßl betrachtete Frank Heide sein schönes Modell. Schon lag in plastischer Kraft, überzeugend, der schmale, ovale Kopf auf dem Stiel. Nur verwegene Linien, die feinen Biegungen des Halses, die sich zu dem mädchenhaften Nacken niederstreckten.

Merkwürdig schillernd kam vom Podium her der seltsame, dunkelbraune Ton des Kleides. Eine Unruhe erliefte den Maler, als er die wunderbare Wirkung sah, die der runde Ausschnitt des Empfindens auf Frau Ingeborgs Haut schuf. Arbeiten! Arbeiten! Was sollten ihm jetzt dieser Begegnungen! Er drückte aus Tönen neue Kraft auf die Palette. Nur leuchtete merkwürdiges Violet in einer Insel von Ocker.

Er mischte und versuchte genauer, und da ein Gedanke ihn lochen ließ, begann er: „Gnädige Frau!“

Mit vollem Blick sah Frau Ingeborg auf. Da schwammen als dunkle Schwäne die langen, langen Wimpern über dem Wasser ihrer Augen. Wie diese Schönheit den Maler traf, zerbrach sein Wille, der Worte formen wollte und aus dem Chaos aller Empfindungen trat nur ein Bild in festem Rahmen aus Licht seines Bewusstseins: der Eindruck dieser schlanken Frau.

Das war nicht unmerklich. Er schüttelte vor sich hin, halb unmerklich: „Ich sah Ihr Haar heut in dem dunklen Blau von Nachmittagen auf Capri.“ Und er ließ den Pinsel sinken.

Frau Ingeborg aber fing seinen Blick mit dem Lasso ihrer Wimpern und sie lächelte plötzl. das Leben des Malers und glaubte seinen Atem zu hören. Ein unmerkliches Bittern kam über sie und ihr rechter Arm brach frähtiger den Hals ihrer Seltsamkeit.

Frank Heide aber hatte den Pinsel wieder gefaßt: „Ihr Kleid hat einen seltsamen Ton . . . ich fürchte . . .“

Und wieder starrte er auf sie. Da senkte Frau Ingeborg, rüchlich Schwäche sich hingeben, den Kopf, und ihre Augen, die sie schloß, behielten nur den kleinen Diwan hinten in der Ecke im Bilde bewahrt. Tausend Zärtlichkeiten erhoben sich aus ihrem Gefühl. Und in ihrem tiefen Glanze ward ihr die Kraft, Freiheit zu finden aus der Gewohnheit ihrer Erinnerung. Alltags schien ihr plötzl. diese Werkstatt der arbeitenden Kunst. Und während der letzte wohlbewachte Blick des Malers ihre Seele leitete, war sie seinem ganzen Leben vertraut und fühlte sich dem ich erschlossenen Kreis innig vermahlt. Sie hätte ihre Augen nicht wieder öffnen mögen. Zärtliche Worte lebten unausgesprochen, in ihr und formten ihre Lippen zum Lächeln. „Nein . . . nie . . .“

Frank Heide aber hatte den Pinsel wieder gefaßt: „Ihr Kleid hat einen seltsamen Ton . . . ich fürchte . . .“

Und wieder starrte er auf sie. Da senkte Frau Ingeborg, rüchlich Schwäche sich hingeben, den Kopf, und ihre Augen, die sie schloß, behielten nur den kleinen Diwan hinten in der Ecke im Bilde bewahrt. Tausend Zärtlichkeiten erhoben sich aus ihrem Gefühl. Und in ihrem tiefen Glanze ward ihr die Kraft, Freiheit zu finden aus der Gewohnheit ihrer Erinnerung. Alltags schien ihr plötzl. diese Werkstatt der arbeitenden Kunst. Und während der letzte wohlbewachte Blick des Malers ihre Seele leitete, war sie seinem ganzen Leben vertraut und fühlte sich dem ich erschlossenen Kreis innig vermahlt. Sie hätte ihre Augen nicht wieder öffnen mögen. Zärtliche Worte lebten unausgesprochen, in ihr und formten ihre Lippen zum Lächeln. „Nein . . . nie . . .“

Von letzter Kraft beherzigt, sagte er leise: „Wir wollen eine kleine Pause machen, wenn gnädige Frau gestatten . . .“

Dann warf er sich dem Fenster zu und starrte abwärts mit unfruchtbarer Blicke über die Dächer der Häuser. Seine Finger verkrampfte er in die Fensterbrüstung. So hielt er sich, der Verlockung zu widerstehen: dem Orange, hinaufzuführen auf der schönen, kalten Frau . . .

„Ich hatte ich dieser Brand in ihm entfacht . . .“

Er war ihr empfohlen worden. „Betrachtet, junger Porträtist, Künstler von Zukunft . . .“ Er pfiff auf diese Zukunft! Was war er denn? Ein Handwerker . . . ein bescheidenes Wesen!

Frank Heide fühlte sich mit Wollust in die Qual seiner Niedrigkeit: ein Betäubungsmittel war ihm dies. Und er fürchtete nun wieder umkehren zu müssen, zur Arbeit zurück. Doch wie mehr und mehr die Sekunden verstrichen, wuchs auch in ihm die Angst. Frau Ingeborg konnte selber mit einem Worte anheben . . . Nur nicht reden . . . jetzt . . . Nur seinen Brocken Gnade. Fliehen wollte er davon . . .

Er schlich sich an der Fensterwand entlang . . . ins Freie . . . in den Korridor wenigstens . . . nur für einen Augenblick Luft!

Stodend sagte er: „Ich will . . . ich muß . . .“

Und dann rannte er und entkam durch die Tür.

Frau Ingeborg aber erwartete bei seinen Worten aus ihren Träumen. Sie stieg vom Podium herab und trat vor ihr Bild. Die Palette beachte sie auch mit Anteilnahme.

Ineinander verschwommen waren Violet und Gelb und ihre innige Vermählung hatte ein merkwürdiges Grün erzeugt. Schimmernd, schillernd, Frau Ingeborg, ihrer Vereinigung frei, lächelte: „Er hat Geschmack, der gute Junge.“

„Ich sprang ihr Gedanke: Er hat sicherlich auch eine kleine Liebe. Man erzählt ja in Göttingen von den Künstlern allerlei. Gut hat's eigentlich so ein Mädel . . .“

Frau Ingeborg fühlte sich alt in der Sicherheit ihres Lebens. Sie war „schön“ achtundzwanzig Jahre.

Da sie Schritte hörte, legte sie die Palette auf ihren Platz zurück und nahm wieder die Stellung ein. —

Frank Heide aber kam noch nicht. Er hatte sein Gesicht unter der Wasserleitung gewaschen. Beim Rückwege traf er die Alte, die sein Atelier aufzuräumen pflegte. Da kam er nicht vorbei, ohne an die schuldige Lohnsumme erinnert zu werden. Und eine Klar bekam sie außerdem . . . für Modellisten.

Ob sie vielleicht zum Vergnügen auf dem damischen Schmelz habe . . .

Auf Frau Ingeborgs Platz hatte sie gestanden, diese graue, schmutzige, zahnlöse Bettel . . . ganz richtig . . . er hatte sie gemalt . . . wie heute Frau Ingeborg . . .

Er gab der Alten einen prüfenden Blick. Dann lächelte er, mit sich selber mitteilend . . .

„Bin ich vielleicht nicht mehr schön genug?“ fragte sie. „Können nicht alle Leute jung sein. Junge werden alt.“ Sie lächelte höhnisch.

Selbst am alten Baune begann ihn zu durchstrahlen. Freier fühlte er sich plötzlich. Und als die Frau zu schimpfen begann, drang lichte Klarheit in sein Gefühl. Er suchte in der Welt umhändlich nach einer Münze, während die Arbeitsfrau durch den Korridor schliefte.

Neugierig erschien nun auch Frau Ingeborg in der Tür und sagte sehr freundlich: „Na, läßt man Sie nicht heim zur Kunst, Herr Heide?“

Die Alte nannte nun unterwürfig die Summe der Schuld.

„Geben Sie jetzt!“ rief der Maler, kindlich verlegen. Er schämte sich. Doch schon hatte Frau Ingeborg die Börse gezogen. „Als Barmittel“, sagte sie lächelnd. „Und nun . . .“

Frank Heide sagte nicht viel. Er folgte der Eintretenden und fand wieder seinen Platz an der Staffelei. Er wählte in den Farben . . .

Als Frau Ingeborg nach einer Weile ging, lächelte Frank ihr die Hand, ohne zu stottern, und der Lebenswohl-Gruß, den sie ihm sendete, war freundlich im sicheren Bewußtsein neu-gewonnener Distanz . . .

Sternweiten und Lichtjahre.

Astronomische Plauderei von Gotthard Herzog.

Wenn wir die blühende Fülle der Sterne überblicken, bräutet sich uns die Frage auf, wie groß wohl der Abstand sein möge, der uns von all diesen Sonnen — denn die Fixsterne sind Sonnen wie unsere eigene — trennt. Mancher hat dunkel in der Erinnerung, daß der eine oder andere Stern „nur“ so und jener „Lichtjahre“ entfernt sei, und weil es sich augenblicklich um eine Kombination mit irdischen Zahlen handelt, kommt ihm die Sache doch nicht so überwältigend vor. Mit dem „Lichtjahr“ ergeht es uns aber wie mit allen Schlagworten, die zur Gedankenlosigkeit erziehen.

Was ist damit gesagt, wenn es, um nur ein Beispiel herauszugreifen, heißt, Proxima, der Hauptstern im Kleinen Hund, einer der uns am nächsten liegenden hellsten Sterne, der zurzeit gegen 10 Uhr abends kulminiert, sei rund zehn Lichtjahre von unserer Sonne entfernt? Da müssen wir zunächst einmal vom Bekannten und einigermaßen Bekannten ausgehen. Einen Kilometer hat man an im Gefühl, mehrere Kilometer kühlt das Auge bei einiger Übung. Hundert Kilometer sollen sich zur Not noch vorstellen, tausend Kilometer ausdenken. Die 12.000 Kilometer von Erdpol zu Erdpol machen schon erhebliche Schwierigkeiten, mehr noch die Länge des Erdumfanges von 40.000 Kilometer.

Das alles aber sind immerhin Zahlen, die wir rein verstandsmäßig als bestimmte Werte erkennen, wenn auch nicht konform mit unserem Vorstellungsvermögen erfassen können. Den 385.000 Kilometer großen Abstand zwischen Erde und Mond können wir uns auch nicht annähernd in der Phantasie ausmalen, da auch die belebtesten Geisteskräfte unseres Vorstellungsvermögens wie die laubelose fliegende Kanonenkugel oder der hoffnungslos entleerte Ellenbogen aus uns kein plastisches Bild geben können.

Wie sollen wir da einen Begriff bekommen von der schwindelerregenden Entfernung, die unsere Erde von der Sonne trennt? 150.000.000 Kilometer — wer vermag sich einen Begriff von der „Sonnenweite“ zu machen? Und doch hat der in die Dimmelsräume hinausgreifende Mensch längst den Reflekt der diesem gigantischen Maßstab verloren. Er umgrenzt den riesigen Bezirk unseres Planetensystems dadurch, daß er dieses Einheitsmaß dreimal hintereinanderlegt. Aber im unendlichen Raum, dessen eiförmige Einklemmung von Sonnen durchsetzt wird, die so unangelegentlich von einander abheben, daß das Wort von der „Weltallseere“ vollberechtigt ist, bedeutet unser ganzer Sonnenstern nur ein Winklein, und die Sonnenweiten schrumpfen in nichts zusammen.

Der messende Menschenmaß muß daher zu größeren Maßeinheiten greifen. Die rascheste Energiefortpflanzung wird durch die Vibration ermöglicht, die uns den Eindruck des Lichtes vermittelt. In der Sekunde durchläuft der Lichtstrahl die gewaltige Strecke von rund 300.000 Kilometer. Der Astronom laßt sich nun aus dem Entfernungswert der „Lichtstunde“ das Raummaß des „Lichtjahres“ ableiten. Welcher Wert wird damit ausgedrückt? Ein Tag hat 86.400 Sekunden, das Jahr umfaßt deren 31.558.150. Mit dieser Jahres-Sekundenzahl multiplizieren wir die Wegstrecke von 300.000 Kilometer, die der Lichtstrahl in einer Sekunde zurücklegt. Wir erhalten dann das gigantische Entfernungsmaß, das „Lichtjahr“, genannt wird. Es beträgt 9.467.445.000 Kilometer (also rund 9½ Billionen Kilometer).

Diese Billionen-Entfernung wird in feinen Menschen Sinn niemals als reale Vorstellung empfunden werden können. Aber die räumliche und messende Astronomie braucht solche Zahlen und für die Grenzenlosigkeit des Alls sind schließlich auch derartige Maßstäbe noch verschwindend klein. Man laßt sie deshalb wiederum zu größeren Einheiten zusammen. So zum Beispiel das Lichtjahr nicht genügt, greift man zur Sternweite, die 268.35mal die Entfernung der Erde von der Sonne ausmacht und demnach 30,7 Millionen Kilometer in sich schließt, oder zur noch größeren Siriusweite, die sich auf 8,8 Lichtjahre beläuft.

Im Grunde genommen hat es für den Laien wenig praktischen Wert, sich über die Anzahl der Lichtjahre dieses oder jenes Sternes den Kopf zu zerbrechen, denn die eine Zahl laßt uns schätzungsweise so viel oder so wenig wie die andere. Der menschlichen Phantasie sind bald Grenzen gesetzt, da sie aus der irdischen Maßstäbe nicht herauskommt. Die Wissenschaft freilich kann ohne exakte Messungen nicht auskommen, wenn auch kein Sterblicher diese mühsamen Messungsergebnisse in lebendige Vorstellung umzuwandeln vermag. Wohl aber ist die Kunst der Zahlen geübt, und wenigstens eine bescheidene Ahnung von der Größe des Weltalls zu eröffnen. Sternweiten und Siriusabstände sind letzten Endes doch auch nur Millimetermaße, wenn wir in die Unendlichkeit hinausstreten. Mögen wir diese Maße perspektiv und veranschaulichen, so laßt sich vor uns die unfassbare Fülle des Raums und Zeitlosigkeit. Wer einmal die Vollständigkeit aller menschlichen Bemühungen eingesehen hat, hinauszuwahren in die Unermesslichkeiten von Raum und Zeit, die vielleicht vom Standpunkt der einzelnen Weltanschauungen aus als relative „Größen“ gewertet, in Wirklichkeit aber niemals befaßt werden können, der wird den Klang verlieren, der in dem erschrockenen Menschenruf liegt: O Ewigkeit, du Donnerwort!

Sein Weg der Größe.

Von E. S. Barnid.

Er war einer von denen, die zu den Auserwählten zu gehören schienen. Kampend und liegend schritt er durchs Leben. Nicht, daß ihm das launische Glück nur reife Früchte in den Schoß schüttelte — nein, hart mußte er oft um die Günst des Schicksals ringen. Aber, was er anfaßte, gelang ihm auch.

Er war vielseitig, ohne zu schillern, konnte klug sein, wenn Verstandesarbeit nötig war, konnte im Freundeskreise leichte Probleme ergründen, konnte Frauenherzen betören, konnte lieben, wie ein Mann nur lieben kann, — und konnte alles, was sein Inneres erreichte, erschütterte, in hohen Worten zum Ausdruck bringen. Er war nach Ansicht mancher ein Dichter, nach aller Meinung mindestens ein begabter Schriftsteller.

All das war er, solange er noch jung war.

In dieser, seiner größten und besten Zeit, krenzte seinen Weg eine reise Frau. Sie liebte ihn, obgleich er vor ihr floh. Und eines Tages laute sie zu ihm: „Sie werden entweder ein Genie oder ein — Verbrecher. Aber ein genialer Verbrecher. Wobin Sie Ihr Weg auch führt, auf jeden Fall werden Sie groß sein — im Guten wie im Schlechten.“ — Denn sie hatte gesehen, daß er zweifachen Blick beachte. Das seine Augen groß, dämonisch groß, klar und tief blickten konnten, daß sie aber auch gedrohen, hart, abstoßend fast scheinen konnten.

Jenes unbegreifliche Etwas, das den Frauen in ihrem Instinkt, in ihrem Gefühl gegeben, hatte sie dieses zukunfts-läuter erdauern lassen, hatte ihr jene Worte in den Mund gelegt.

Niemand außer ihr hatte das doppelte Sein, die doppelte Anlage in ihm erkannt, solange er noch jung war. — Aber er sollte weder als Genie noch als Verbrecher groß werden. Sein Weg führte ihn zu einer Größe, deren Reim selbst sie, die tiefer als andere schauende, nicht erkannt hatte. Zu einer Größe, die eine Zwittergröße genannt werden könnte, eine, die zwischen der Genialität und dem Verbrechertum schalt, geistig, umhüllt ihr Leben fristet. Zu der Größe der — Uase.

Als er älter ward, trankte ihn des Lebens schlechter Obem an — und er wurde ein Kind des Scheins. Er fühlte, daß ihm die Kraft zur Größe, der Boden zur Genialität schwand, und er glaubte, vieles verloren gebende Sein vor-auszuweisen zu müssen. Er wurde zum Blinder, zum Brähler, zum Lügner.

Anfangs glaubte man ihm noch. Doch dann begann man zu zweifeln: zuerst die Mutter, dann die Freunde und zuletzt die Geliebte. Sie alle haben jetzt kein anderes Sein in seinen Augen, haben es wachsen, sich einmischen. — jenes Sein des Scheins, das eine Frau schon vor Jahren erkannt hatte.

Er betäubte die letzten Reste seines besseren Seins, die marnen und klangen, im Taumel der Lust im Taumel der kunden, stürzenden Welt, geriet auf die schiefen Bahn und sah eines Tages auf der Anlegebank. Trotz seiner Unschuldsschweunungen erklärte ihn die Geschworenen der Unterschlagung, schuldig. Er kam ins Gefängnis. Und alle kamen sie zu ihm, die treuen Beateiler seines Lebensweges: die Mutter, die Freunde, die Geliebte. Verließen ihn nicht in seiner dunkelsten Zeit. Aber sie glaubten ihm nicht. Und das schmerzte ihn am meisten. — „Sag die Wahrheit! Bist du uns nicht!“ flüchtete sie. Er schwor und beteuerte, daß er unschuldig sei. Er weinte darüber, daß sie ihm nicht glaubten. Wollte sich den Kopf an den Gefängnismauern einrennen. Sie glaubten ihm doch nicht. — Er hatte schon so oft gelogen. —

Jene Frau, die ihm vor Jahren begegnet war, besuchte ihn ebenfalls. Da wurde er still, vernahm seine Unschuld zu beteuern und sah sie durchsichtiger an: denn er dachte daran, was sie einst zu ihm gesagt. Sie aber nickte ihm zu und sagte traurig: „Siebst du, es ist gekommen wie ich gesagt habe. Nur, daß ich mit den Verbrechern größer vorbestellt hätte!“ — Da brach in ihm der Bann vor ihrer Erscheinung, das alte Lied der Beteuerungen entausst seinem Munde, umschlang sie, machte sie verwirrt, ungläubig. Denn er lang es mächtiger, glaubwürdiger denn je. Sie wehrte sich dagegen. Und schließlich — glaubte sie ihm doch.

Gedrohen, enttäuscht verließ sie seine Zelle. Weil er nicht der große Verbrecher war, weil er auch nicht mehr der geniale Mensch war — sondern nur ein kleiner, unschuldiger Verbrechler. Weil sie nicht Recht gehabt mit ihrer Prophezeiung. — In dem Gefängnis aber ließ sie einen zurück, der alljährlich war, von unendlichem Stolz erfüllt, weil er seinen größten Triumph erlitten hatte, der ihm Hochachtung vor sich selbst abzwang. Nun da sie, die ihn vor Jahren als erste durchsichtig seinen Worten geglaubt hatte, nun würden, nun mußten die anderen ihm auch glauben, mußten sich ihm beugen.

Für diese anderen, diese Kleinen, hatte er nur noch ein verächtliches Lächeln; er der große Lügner.

Den großen Menschen und den großen Verbrecher hatte jene Frau einst in ihm erkannt, nicht aber den großen Lügner, den „großen“ Menschen des Scheins — den Dritten im Bunde. Der war geworden, war aus verborgener, winziger Anlage ins Riesenhafte gewachsen, die beiden anderen waren verflumert.

Seine Größe war unbestreitbar.

Die beiden Bären.

Von Viktor Karas.

Zwei Bären wurden einmal ihres Herrn und der Dresseur müde und beschloßen, sich daponzumachen. Erst liehen sie eine Weile landeinwärts und lehrten in ein Dorf ein, als sie weit genug geflohen zu sein meinten. Dort gaben sie ihr erstes Gastspiel. Nach dem letzten Burschenbaum sammelten sie bei den Zuhauern und trollten sich von dannen. Die Einnahmen waren nicht schlecht. Wie aber Bären nun einmal nachhaftig sind, laurten sie sich Donna und Schlederlein hatt etwas Ausgiebigem für den Magen und kamen auslebens von Kräften. Auch vermochten sie ihre wirkungsvollen Kunststücke nicht mehr vorzuspielen, weil ihnen der leitende Führer fehlte. So ergab es ihnen eines Tages, daß man sie ohne Helfer meinte.

Sie wurden gar traurig und stampften ratlos durch die Wälder. Da begegnete ihnen ein walter Bär, dem sie ihre Not erzählten, ihn um Rat bittend.

„Ja“, meinte der alte Bär, „der Zuchtrutz entläßt man nicht so bald ungestraft. Ich habe die Beißsche nie geloset und immer für mich allein gelehrt, recht und schlecht. Bär aber wart ein besseres Leben gewohnt und wußte nicht, daß ihr es nur der Frucht verdanket. Seht wohl! Ihr euer eigener Herr sein und könnt es nicht: wirklich Herr sein ist eben nicht so leicht. Da muß man hübsch bei sich selber aufwachen, mit des Lebens Wichtigkeit fürlich nehmen und darf nicht weidlich werden. Kehret zurück zu eurem Meister und dankt ihm noch, wenn er euch wieder aufnimmt. Es genügt nicht, die Freiheit zu erringen; man muß sie auch zu nützen verstehen.“

Hygiene u. Heilkunde

* **Wo es keine Erkältung gibt.** Während bei uns der Winter eine gewaltige Menge von Erkältungen hervorruft, leiden die Eskimos, die doch viel schwerer als wir gegen Kälte und rauhe Witterung zu kämpfen haben, niemals an Erkältungen. Man schreibt diese erstaunliche Tatsache zum großen Teil der Kleidung dieses Volkes zu. Der Eskimo hält darauf, daß er möglichst viel frische Luft um den Körper herum hat und trägt deshalb keine enganliegende Unterbekleidung, sondern nur ganz lose Gewänder. Dadurch, daß ein beständiger Zutrom frischer Luft geschieht, werden die Eskimos zur abgehärteten Rasse der Welt. Die Säuglinge sind überhaupt unbekleidet und werden von den Frauen in den Kapuzen ihrer Pelze getragen. Große Aufmerksamkeit verwenden die Eskimos auf ihre Fußbekleidung und wahren die Füße, die einzigen wirklich wasserfesten Stiefel herzustellen; diese werden aus Seehundleder gemacht und durch Rauen weich gehalten. Das „Rauen“ der Sohle ist eine Hauptaufgabe der Eskimofrauen, deren erste Pflicht am Morgen darin besteht, die Sohle des Ehegatten mit den Nägeln zu bearbeiten. Infolge der kalten Luft, die sie einatmen, und der beständigen Übung der Nägel durch das Rauen von Fitt haben die Eskimos die besten Nägel der Welt; Zerknirsch und Zahnfälle sind bei ihnen fast völlig unbekannt. Die Sohlen, die der Eskimo unter den Stiefeln trägt, bestehen aus Reintierfell, wobei die haarige Seite auf der Haut aufliegt. Socken und Stiefel werden jeden Abend über einer Lampe an einem Ständer getrocknet. Auch der reichliche Genuß von Schneewasser wird dafür herangezogen, daß es bei den Eskimos keine Erkältungen gibt.

* **Neue Forschungen über die Ursachen von Seuchen.** Die Verbreitung von Seuchen hat ein englischer Forscher W. C. Toples an — Mäusen studiert. Er beobachtete die seismische Wirkung, die bei einer größeren Ansammlung von Mäusen die Einwanderung neuer Tiere hervorruft. Während die Mäuse vor sich in gutem Gesundheitszustand befinden, wird durch die neuen Ankommen eine vollständige Veränderung hervorgerufen. Als Grund dafür sieht der englische Gelehrte die Erregung an, daß eine Siedlung, in der keine größere Bevölkerungsverschiebung vor sich geht, sich in einem gewissen Zustand der „biologischen Harmonie“ befindet. Die Krankheitskeime und Krankheitsursachen sind zwar da, aber sie treten nicht in die Erscheinung. Mit der Ankunft neuer Siedler wird man die Gleichgewichtslage des Gesundheitszustandes gestört. Die Neuankommen haben nicht dieselben körperlichen Bedingungen wie die bereits lebhaften; einige von ihnen sind gegen Infektionen weniger widerstandsfähig, und die Seuchen, die bei ihnen auftreten, werden dann auch auf die anderen Tiere übertragen, so daß eine bedeutende Verschlechterung der Gesundheit eintritt. Erst wenn die Neuankommen sich dem Gesundheitszustand der ganzen Siedlung angepasst haben, dann tritt auch wieder jene „biologische Harmonie“ ein, die das Auftreten und die Ausbreitung von Seuchen verhindert. Toples glaubt damit eine Erklärung für die Verbreitung von Seuchen überhaupt gefunden zu haben. Auf diese Weise läßt sich z. B. der Ausbruch von Epidemien, die stets im Gefolge von Kriegen eintreten, erklären. Da infolge der Verdrängungen der Bevölkerung während des Krieges die Einheit einzelner Gruppen gestört wird und neue Elemente hinzutreten, gerät der ganze Gleichgewichtszustand der Gesundheit ins Wanken. Die Fragen des Seuchenschlages sind nach diesen Vorstellungen außerordentlich kompliziert. Die alte Anschauung, daß wir, wenn wir die Welt von Bakterien reinigen können, auch gegen Seuchen geschützt wären, ist sehr fragwürdig. Bakterien gibt es überall in noch größeren Mengen als Sand am Meer; aber sie sind nur unter gewissen Verhältnissen gefährlich. Nur wenn die Menschen ruhelos werden, wenn größere Völkerwanderungen eintreten, dann kann auch die Seuche einen günstigen Boden finden.

Welt und Wissen

* **Lachen, das tötet.** Man hat gesagt, daß das Lachen eine bewundernde Eigenschaft des Menschen sei, die keinem Tier eigen ist, und ebenfalls ist es eine sehr merkwürdige Erscheinung, die den Biologen und Arzt vielfach beschäftigt hat. So behauptet sogar ein Biologe des Lachens, daß die Geisteskräfte einer lachenden Person von dieser Tätigkeit vollkommen in Anspruch genommen werden, denn Lachen zwingt das Gehirn, seine Arbeit auszuüben, da es unmöglich ist, zu gleicher Zeit zu lachen und zu denken. Ein herzhaftes Gelächter nimmt alle unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, und wenn man nicht sehr ungewöhnlich begabt ist, kann man in dieser Zeit keinen Gedanken fassen. Je lauter das Lachen ist, desto größere Ruhe wird dem Gehirn geschenkt. Durch diese Erholungszeit, die dem Gehirn durch Lachen verschafft wird, sollen aber keine Kräfte wachsen, so daß der Lachende früher als der Ernsthaft, weshalb auch nicht die „lachenden Philologen“ mehr geschätzt werden als die weinenden. Auch dafür kann man Gründe anführen, daß das Lachen die Macht, wie besonders der Selbstmord behauptet. Die Mehrzahl von Blut, die erfordert wird, wenn das Gehirn tätig ist, hört während des Lachens auf und kommt daher der Verdauung zugute. Da man außerdem bei einem flüchtigen Gelächter tiefer und mehr Luft einatmet, so wird dadurch die Atmung im Körper besser verarbeitet und das Ansehen von Fett bestimmt. Das Lachen ist mehr eine Unruhe als eine geistige Angelegenheit. Denn die Säuglinge, die schon mit wenigen Monaten zu lachen anfangen, haben trotzdem keinen Sinn für Humor, sondern antworten mit Lachen auf äußerliche Reize. Dasselbe ist der Fall, wenn man jemand lacht; er muß lachen, ohne lustig zu sein. Alles dieses Lachen kann gefährlich werden, ja sogar zum Tod führen. Demnach wird uns aus dem Altertum die Geschichte eines griechischen Künstlers überliefert, der das sehr naturgetreue Bildnis einer alten Dame malte und darüber in eine solche Seufzer geriet, daß er 24 Stunden lang unaufhörlich lachte. Die Folge dieses ungewöhnlichen Lachens soll völlige Erschöpfung und Tod gewesen sein. Solch andauerndes Gelächter ist uns aus neuerer Zeit nicht bekannt. Immerhin erzählte ein Ball die Aufmerksamkeit der Mediziner, bei dem ein junges Mädchen in New York 8 Stunden lang lachte. Sie war zum Zahnarzt gegangen, um sich einen Zahn ziehen zu lassen und jammerte: „Wie entsetzt ich doch, wenn wir alle ohne Zähne geboren wären.“ „Das sind wir ja auch“, erklärte der Zahnarzt einmütig. Durch diese Bemerkung geriet das Mädchen in ein solches Gelächter, daß sie 8 Stunden lang kramphast lachte, und es erst den Bemühungen zweier Ärzte gelang, sie wieder zu beruhigen. Sie war darnach vollkommen ermattet und benötigte längerer Zeit, um sich wieder zu erholen, konnte aber nicht ansetzen, weshalb sie gelacht hatte. Wie es Bildnissen des Lachens gibt, so gibt es auch Leute, die nie oder fast nie lachen. Ein berühmter römischer Senator führte den Beinamen der „Gelächterlose“, weil er in seinem Leben nur ein einziges Mal gelacht haben soll, und zwar wurde dies einige Lachen durch den Anblick eines Fels herbeigeführt, der auf einem Fels Dikteln saß. Ein Ball, das fast nie lacht, waren die nordamerikanischen Indianer, die eine solche Austerung für nicht vereinbar mit ihrer Würde erklärten. Auch die Weibchen auf Ceylon kennen das Lachen nicht, und man hat das Lachen eine Errundenschaft höherer Kulturen sei. Sehr

ernsthaftes Lachen sind auch die indianischen Nationen. Dem Hidalgo geht das Lachen gegen die Würde seines Auftretens, und die Brasilianer scheinen diesen Ernst noch am meisten bewahrt zu haben, wenigstens wird berichtet, daß es eine große Seltenheit ist, wenn ein brasilianisches Publikum einmal in ein Gelächter ausbricht.

Neue Bücher

* **Ernst Rothar: „Trübsal des Geistes“** Des Romans „Macht über alle Menschen“ zweiter Teil. (Georg Müller, München.) Der zweite Teil des Romans, der im ersten Band der Romantrilogie („Trübsal der Welt“) gleichfalls unter dem Namen Ernst Rothar ein Doppelpelldas in der Wiener Gesellschaft führte, weil er, aus Menschenbösen mitleidend, Macht über alle Menschen gewinnen wollte, war als Betrüger entlarvt zur Erkenntnis gekommen, daß Macht Willen ist. Damit ist ein neuer Weg vorgezeichnet. Witus eignet sich das Können zur Verwirklichung seiner Machtgier an. Er ruht sich mit Enttäuschungen und erfindet ein Mittel, das den Tod aufhebt und jede Krankheit heilt. Schon glaubt er den Erfolg errungen zu haben, da läßt ihn Zweifel und Missetung die Talfahrt. Aufsteigend bringt das Spiel mit der Weltrevolution, deren nächstes Ziel Erhaltung der Autorität des Glaubens durch ein Mittel auf den Kopf ist. Der Kopf wird getötet, aber der große Plan mißlingt. Witus beklagt das Schicksal, wird in letzter Minute begnadigt und erkennt erschüttert: Mitleid ist Nothilfe. — Das gedankreiche Buch, dessen einzelne Kapitel mit Spannung bis zur Explosion gelassen hat, stellt ebensosehr wegen des Reichtums der bei aller Klarheit doch logisch und konsequent durchgeführten Ideen, als auch wegen des eigenwilligen Stils, der den lebendigen Schilderungen prägnanten Ausdruck gibt.

* **Alte Berend: „Der Fies und der Geiger“** Roman. (Albert Langen, München.) Der Lebensroman junger Leute, auf den alle Bücher der Alte Berend abgefeuert sind, sowie das lebhafteste Mitleid, das diese Dichterin Menschen und Tieren in gleichem Maße entgegenbringt, sind aus diesem Roman von vornherein angenehme Begleiter. Die einfache Schilderung liegt fast immer zwischen den Zeilen einer Mischung von Wertsprüchen und Aphorismen, die kurz und prägnant entweder vorbereiten oder abschließen, was sich ergibt. Damit ist die Charakterisierung von Menschen und Dingen wesentlich erleichtert und sie wirkt deshalb bei der Berend erheblich ansehnlicher als langweilige Ausführungen bei vielen ihrer vieldenken Kolleginnen.

* **Fr. Schmal: „Auf diesem Stern“** Gedichte. (C. Bertelsmann, Bielefeld.) Fast überaus reich ist die Fülle der Gedichte, die auf dem Stern beim Durchblättern des für einen Gedichtband recht umfangreichen Buches eintreten. Mit der dem Titel nachgestellten Bezeichnung „Spitzer“ erschöpft sich die Kennzeichnung des Inhaltes keineswegs. Betrachtungen, philosophische, ästhetische, ethische und psychologische, immer mit dem Bemühen zur Stellungnahme gegenüber den Dingen, die Welt und Seele beschäftigen, runden sich zu einem Zyklus, der wiederum in sich gegliedert und überaus reich geordnet ist nach Entwicklungs- und Entfallungsstufen. Eine keine Beobachtungsprobe ergibt die geistigen Dinge der Umwelt, formt sie zu Beren zu prägnanten

Andruck, weiß schillernd und nachschillernd wiederzugeben, was an Gegenständlichen oder traumhaft Gegebenen sich in Wort und Reim sichtbar abwandeln läßt. Erfahrung, Kunst und Weltgefühl, vor allem aber die Fähigkeit zum feinsten Mitleiden und Barmherzigkeit zur Gestaltung solcher Verse.

* **Rene Wend: „Konstanz Holmans Tochter“** Roman. (Verlag von Georg Westermann, Braunschweig und Hamburg.) Durch eine Novelle „Das jüdische Meer“ hat sich Rene Wend seinerzeit in die deutsche Literatur eingeführt. Der vorliegende Roman „Konstanz Holmans Tochter“ hat die damals gehegten Erwartungen erfüllt. Die Zeichnung der Personen, äußerlich fasten Gentrice Holman, die doch der höchsten glühenden Liebe fähig ist, ist eine Meisterleistung, und fast daselbe kann man von der Zeichnung ihres Bruders und ihres Gatten sagen. Die Handlung des Romans entwickelt sich aus den Charakteren dieser drei mit unabdingbarer Folgerichtigkeit. Man hat stets den Eindruck, Menschen solcher Art können nur so und nicht anders handeln. Dazu kommt noch, daß Rene Wend anregend, oft sehr spannend zu erzählen weiß und daß sie ein gutes Deutsch schreibt.

* **Friedrich Schlegel: „Jesus, der Meister des Lebens“** (Verlag von Heribond Hirth in Breslau.) Das Buch versucht im Sinn moderner Theologie, Jesus Christ und Werk den Menschen unserer Tage näherzubringen. Zu dem Zweck stellt es den Heiland lebendig in die religiösen Fragen und Kämpfe seiner Zeit hinein, es schildert das Werden des Mannes, sein hohes Wissen, den maßvollen Anfang, die Kämpfe, das äußere Unterliegen und den herrlichen Ausgang. Das Buch bemüht sich, Jesus als den großen Heiler des Lebens hervortreten zu lassen. Es lag dem Verfasser daran, darzustellen, daß Jesus uns heute noch sehr viel zu sagen hat. Die Darstellung gründet sich auf die synoptischen Evangelien.

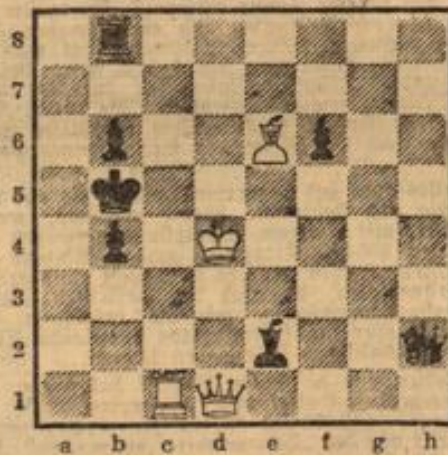
* **Gunnar Günther: „Taten der Technik“** Ein Buch unserer Zeit. Mit Beiträgen von Arthur Jäger, Dipl.-Ing. E. Lehmann, Dr. H. Kähler, Dipl.-Ing. G. Stern, Dr.-Ing. F. Schuler u. a. — In 20 Vorträgen mit 20 farbigen Tafeln, 40 ganzseitige Porträts und über 100 teils ganzseitigen Bildern im Text. (Reipzig, Kallwey u. Co., K.G.) Von dem brausen technischen Leben unserer Zeit erfüllt, hat auch das Werk die Aufgabe erfüllt, die technischen Glanzleistungen der Menschheit in Wort und Bild allgemeiner verständlich zu machen. Die die Aufgabe in den uns bis jetzt vorliegenden Vorträgen gelöst worden ist, verdient Anerkennung. Die von G. Günther verfasste „Kultur der Technik“ stellt die Einleitung dar, daß der oft behauptete Gegensatz zwischen Technik und Kultur überhaupt nicht besteht, daß die Technik vielmehr als Kulturfortschritt gleiche Bedeutung besitzt wie die Kunst, die Wissenschaft, die Moral, was sie doch früher als dies drei, die sämtlich eine Technik benötigen, ehe der Mensch sie ausüben kann. Steht aber die Technik als Kulturfaktor im gleichen Rang, so hat sie auch das Recht auf gleiche Berücksichtigung in der allgemeinen Bildung. Hier steht der eigentliche Inhalt des Buches ein, das ja nichts anderes bedeutet, als die Möglichkeit zu einem solchen Kenntnisstand technischer Leistungen zu schaffen. Die bisher erschienenen 10 Vorträge, welche den ersten Band umfassen, bringen interessante Beiträge aus allen Wissensgebieten der Technik. Sie führen beispielsweise ein modernes Eisenwerkzeug, die Tauchtauchel, ein Eisenbahnlokomotiv, Hochhäuser und Kraftwerke, die Entwicklung der Schweißtechnik und viele andere Gegenstände der Technik in Wort und Bild sehr anschaulich vor Augen. Ein Werk, das die „Welt der Arbeit“ würdig zur Geltung bringt.

Spiele und Rätsel

Schach.

Lehrbuch von R. Wedesweiller.

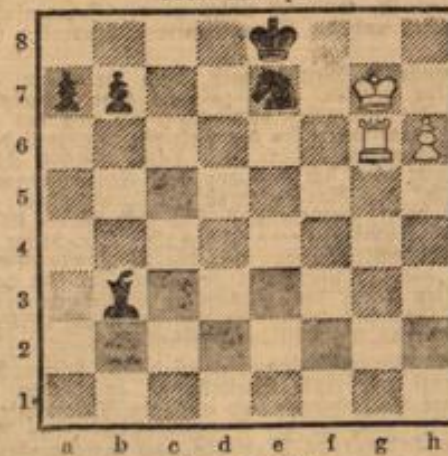
365. Dr. H. Waldeck.



Geh. Intendantzrat Ludwig Barnay.

Weiß: Kd4, Dd1, Tc1, Lc6;
Schwarz: Kb5, Dh2, Tb8, Le2, Bb4, b6, f6.

366. Thompson.



Paul Morphy.

Weiß: Kg7, Tg6, Bh6;
Schwarz: Ke8, Lb3, Se7, Ba7, b7.

Zwei Partiestellungen mit reizvollem problemartigen Lösungsverlauf. Partie und Problem ergänzen sich, profitieren voneinander; der Schachfreund muß beide pflegen, will er die Schönheit des Schachs ganz auskosten. 365. Weiß ist materiell im Nachteil, aber Barnay, ein Spieler von fast Meisterstärke, sieht den Weg zum Gewinn und führt ein Matt in drei Zügen elegant und sicher durch. — 366. „Daß der Spielpraktiker Morphy in dieser Stellung den Rettungszug ersann, ohne in Wirklichkeit durch „Problemwut“ geschult zu sein, ist auffallend.“ Die praktische Partie hat hier ein Endspiel zuwege gebracht, das einen Rinek zum Verfasser haben könnte. Der große Morphy löste es mit Leichtigkeit. — Unsere Löser werden ihre Kraft an beiden Stellungen versuchen wollen.

Partie Nr. 164. Caro-Cann. — Wien 1910.

Weiß: R. Reti; Schwarz: Dr. T.

1. e4, e6; 2. d4, d5; 3. Sc3, dxc4; 4. Sxc4, Sf6; 5. Dd3 (ungewöhnlich, meist Sx10+), e57 (Dieser scheinbar plan-

sible Zug wird durch eine überraschende Kombination [8. 0-0-0] vollständig widerlegt.) 6. dxc5, Da5+; 7. Ld2, Dxc5; 8. 0-0-0! Sxc4?? (Le7 mußte geschehen); 9. Dd8+! (reisend) Kxd8; 10. Lg5++ und Matt im nächsten Zuge; sehr schön und ganz rein ist die Mattstellung nach 10. ... K7; 11. Ld8++.

Schachpoesie.

Die tiefe Symbolik des geistvollsten aller Spiele hat viele Deutungen, gereimte und ungereimte, gefunden. Da unsern Lesern die kürzlich mitgeteilten Proben der Schachpoesie besonders gefallen haben, so sei auch das folgende sinnvolle Gedicht in die Reihe aufgenommen:

„Kennst Du das Spiel der schwarz- und weißen Steine,
Das — aus dem Osten glaub ich — zu uns kam?
Sahst Du schon je die beiden Spieler sinnend
An dieser Tafel, ihrer Steine Heer
Von Feld zu Feld verschiebend, immer anders
Und immer neu und stets zu dunklen Zwecken?
Mein lieber Freund, manchmal bedünkt mich, daß wir
Nichts anders sind als schwarz- und weiße Steine,
Zu Anfang jeder in sein Feld gepflanzt,
Doch bald verschoben, rechts und links, nach vorn,
Zurück — und niemand weiß das Ende, als
Die beiden großen Spieler, die uns schieben.“

(Hans Müller in „Brand der Eitelkeiten“.)

Rätsel.

Bilderrätsel.



Kreuzrätsel.

Reihe 1 enthält sämtl. in dem Rätsel vorkommenden Buchstaben. Die folgenden Reihen dieselben Buchstaben in anderer Anordnung, jede Reihe um einen weniger als die vorhergehende. Die Wörter bedeuten:
1. ein Gift, 2. ein Titel, 3. eine Wendung, 4. eine Göttin, 5. ein Fürwort, 6. ein tierisches Produkt, 7. eine Note.

Scherzrätsel.

Was erhält man, wenn man von einem chinesischen Bataillon einen halben Tartar abzieht?

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 23:

Problem „Die Hitzköpfe“: Viele Köpfe, viele Sinne. — Silbenstreichrätsel: Keine Rose ohne Dornen. — Worträtsel: Mein Eid, Meineid.

Richtige Lösungen sandten ein: Richard Mack, Hella und Rita Sittenthaler in Wiesbaden.